Feature I

Erfahrungsberichte einer Deutschen in Mukden /Mandschurei in der Zeit zwischen März 1940 und August 1947

Mein Vater (Dr. ing. Helmut Leutelt, 1908-1988) war ursprünglich als Österreicher, der in München Ingenieurwesen studiert hatte, zur deutschen Firma Voith in Heidenheim/Brenz gegangen, wo er schließlich seine Promotion fertigstellte. Er wurde dann im Herbst 1937 von seiner Firma an die deutsch-japanische In- und Export-Firma K.K.L. Leybold Shokwan in Tokyo „ausgeliehen". Nach dem „Anschluss" Österreichs war er zwangsweise „Reichsdeutscher" geworden. Im Frühjahr 1939 wurde er ganz von Leybold übernommen und kehrte Ende des Jahres über die USA nach Deutschland zurück. Er hatte die Zusage erhalten, für Leybold in Mukden und weiteren Städten in der Manschurei Niederlassungen zu betreiben – für einen 31-Jährigen eine gute Karrierechance. Aus der Japan-Zeit meines Vaters habe ich noch viele Bilder und Dokumente, da er in seiner Freizeit viel herum kam, Ski fuhr und sich sehr für Land und Leute interessierte.

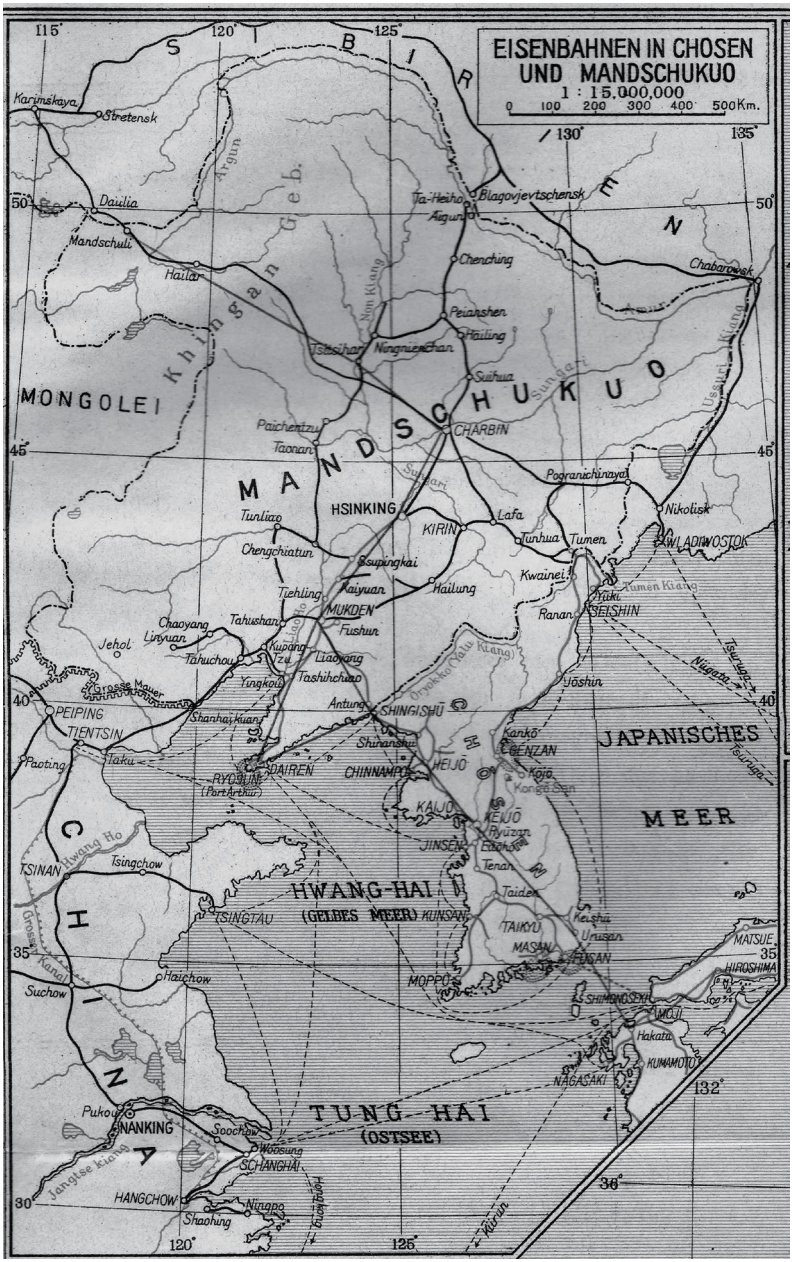
Nach seiner Rückkehr nach Europa heiratete er im Februar 1940 meine Mutter Ilse, und beide fuhren anschließend sofort über Moskau mit der Transsibirischen Bahn nach China. Dies war wegen des Hitler-Stalin-Paktes weitgehend problemlos. Hier setzen auch die beiden Berichte meiner Mutter ein.

In Mukden gab es eine größere „Deutsche Gemeinde", in der meine Eltern aktiv waren. Als ehemaliger Wandervogel engagierte sich mein Vater besonders für die Jugend, was damals (nur) im Rahmen der HJ möglich war. Da das Kaiserreich Manschukuo nur von Japans Gnaden existierte, und mein Vater in einer japanischen Firma arbeitete, waren die Kontakte nach Japan und mit Japanern Alltag. Ich kam im Februar 1944 in Peking im dortigen deutschen Hospital zur Welt.

Meine Eltern hatten nach der japanischen Kapitulation Kontakt zu amerikanischen Soldaten, die aus dem Kriegsgefangenenlager nahe Mukden befreit worden waren. Denen vertrauten sie einige Kisten mit mehr oder weniger wertvollen Dingen an, von denen tatsächlich einiges dann später aus den USA den Weg nach Deutschland fand, und woraus ich heute noch schöpfen kann. Meine Mutter hatte bei der Rückkehr aus China im Sommer 1947 13 Gepäckstücke (und mich) dabei. Auch aus diesem Fundus kann ich mich bedienen.

Dietrich Leutelt

Nächste Seite aus: Nippon. Ein Überblick, Anhang Mandschukuo
Verlag: Tokio, Nippon Dempo Tsushinsha,1936, ohne Seitenangabe


EISENBAHNEN IN CHOSEN UND MANDSCHUKUO
1 : 15,000,000
0 100 200 300 400 500 Km.
SIBIRIEN
MONGOLEI
Khingan Geb.
MANDSCHUKUO
CHINA
JAPANISCHES MEER
HWANG-HAI (GELBES MEER)
TUNG-HAI (OSTSEE)
Karimskaya
Stretensk
Argun
Daurien
Mandschuli
Hailar
Ta-Heiho
Aigun
Blagovjevtschensk
Chabarovsk
Chenching
Peiansheng
Hailing
Ningnienchan
Tsitsihar
Sungari
Sui Kiang
Suihua
Ussuri Kiang
Paichentzu
Taonan
CHARBIN
Pogranichnaya
Nikolisk
WLADIWOSTOK
HSINKING
Tunliao
Chengchiatun
Supingkai
Kaiyuan
Tiehling
MUKDEN
Fushun
Hailung
KIRIN
Lafa
Tunhua
Tumen
Kwainei
Kaiki
SEISHIN
Ranan
Tumen Kiang
Chaoyang
Linyuan
Tahushan
Tahuchou
Kupingtzu
Liaoyang
Tashihchiao
Yingkou
Jehol
Grosse Mauer
PEIPING
TIENTSIN
Shanhaikuan
Taku
Paoting
Antung
SHINGISHU
Yalu Kiang
Yoshin
Niigata
Tsuruga
Kanko
GENZAN
Kojo
Kongô San
Shiranshu
CHINNAMPO
HEIJO
DAIREN
RYOSUN (Port Arthur)
KAIJO
KEIJO
Ryuzan
JINSEN
Ebashi
Tenan
Taiden
Keishu
Unusan
TAIKYU
MASAN
FUSAN
MATSUE
HIROSHIMA
Seto
TSINAN
Hwang Ho
Tsingchow
TSINGTAU
KUNSAN
Grosser Kanal
Haichow
Suchow
MOPPO
SHIMONOSEKI
MOJI
Hakata
KUMAMOTO
NAGASAKI
Pukow
NANKING
Soochow
Woosung
SCHANGHAI
Jangtse Kiang
HANGCHOW
Ningpo
Shaohing
Kiangsu
Kirin
115°
120°
125°
130°
135°
50°
45°
40°
35°
30°
132°
36°

Mukden, in der Zeit zwischen März 1940 und August 1947

von Ilse Leutelt (Niederschrift undatiert)

Wenn man als junge Frau die Hochzeitsreise im Sibirienexpress in die Mandschurei macht, so ist man erfüllt von Erwartungen und voller Spannung. Man weiß als Kind einer Kleinstadt normalerweise zu wenig von diesem fernen Land, und was man dann dort schließlich erlebt, davon hat man sich vorher in keiner Weise eine Vorstellung machen können.

Postkarte mit der Ansicht von dem Bahnhof in Mukden

Ich möchte nun kurz die „äußeren Verwandlungen“ der Stadt während meines siebenjährigen Aufenthalts dort streifen, weil sie für alle Ereignisse und Erlebnisse mitbestimmend waren: Bei unserer Ankunft 1940 stand die Mandschurei, das „Kaiserreich Manschukuo“ unter japanischer Oberhoheit. Eisenbahn, Polizei, Verwaltung waren japanisch. Die Chinesen bekleideten nur untergeordnete Stellungen. Mukden – eine Millionenstadt – teilte sich in die „Japanstadt“ und die „Chinesenstadt“, man fand hier japanische, dort chinesische Geschäfte, ebenso gab es ein japanisches und ein chinesisches Krankenhaus. Man traf chinesisch sprechende Japaner und japanisch sprechende Chinesen, man aß mit Japanern im chinesischen Restaurant und umgekehrt. Als Europäer und Weißer wurde man überall mit Achtung und Höfichkeit behandelt. Bei Kriegsende, als die Russen kamen, wandelte sich das Bild sehr schnell: Die Japaner wurden repatriiert, und die Russen herrschten etwa ½ Jahr. Dann „bewohnten“

die chinesischen Kommunisten 3 ganze Tage die Stadt und machten dann den Truppen der „National Armee“ Platz, die dann auch nach dem Abzug der Russen zunächst noch „Herr der Lage“ waren. Nun sah man nur noch Chinesen, und das Leben der Deutschen war durch diese Ereignisse sehr erschwert. Bis zu unserer Heimreise haben wir Verschleppung, Ausweisung aus unseren Häusern, Raub und Plünderung über uns ergehen lassen müssen. Das war im Groben der äußere Rahmen.

Ich fange nochmal von vorne an.

Meine Erlebnisse begannen, als wir ins Hotel „Keining“ einzogen: Das „einzige deutsche Hotel am Platz“. Man erklärte mir: Das ist der erste Boy, dies der zweite, dies der dritte und der Kuli, und allmählich erkannte ich, daß man den 1. Boy nicht um etwas bitten darf, was dem 2. Boy zusteht, und daß man erst recht von keinem Boy Kuliarbeit verlangen darf. Der chinesische Diener tut nur die seiner Stellung entsprechende Arbeit. Ein Boy kehrt nie die Treppe, putzt nie Schuhe, er schippt nie Kohle. Aber er macht die Betten, er wischt Staub, er bringt das Frühstück, serviert und – befiehlt dem Kuli. Ein Koch kocht nur, für alle anderen Arbeiten in der Küche hat er einen Kuli. Vor dem Hoteleingang stehen Kulis mit ihren Rikschas. Hier dürfen sie nur stehen, wenn sie dem 1. Boy des Hotels einen Zins zahlen, sonst jagt er sie fort. Und es ist ein einträglicheres Geschäft, einem Europäerhotel als Rikschakuli zu dienen, als irgendwo auf der Straße irgendwen der eigenen Rasse oder gar einen Japaner fahren zu müssen.

Wenn man also aus dem Hotel auf die Straße tritt, so schwirrt es nur so heran, und jeder versucht, dem Gast seine Rikscha als die einladenste zu empfehlen durch Gestikulieren, Zurufen und liebevolles Glattstreichen des Polsters. Man sucht sich natürlich immer die sauberste aus, wobei man jedoch keinen deutschen Maßstab anlegen darf. Ich muß gestehen, daß ich mich bei meiner ersten Rikschafahrt nicht allzu behaglich gefühlt habe. Aber man gewöhnt sich an alles – und man muß sich als Neuling an sehr vieles gewöhnen! Es sind immer so erdrückend viele Menschen auf den Straßen, weil es so viele Menschen dort gibt. Und alle sind gelb und haben Schlitzaugen. Erst später lernt man Japaner, Chinesen, Koreaner und Mongolen zu unterscheiden. Man macht allerdings die Feststellung, daß vorwiegend die ärmlichsten und schmutzigsten die Chinesen sind. Bettelt mich doch da ein Bursche an, der hat nur einen Sack um die Hüften geschlungen, die übrigen Blößen deckt er mit Schmutz. Ein anderer verdeckt geschickt das Nichts des einen Kleidungsstücks durch Überziehen eines zweiten, das Gott sei Dank an einer anderen Stelle ein Loch hat. Man muß sich zu helfen wissen, und der kleine Kuli ist auch so zufrieden. Er kann sich ja auch nicht einfach ein neues Gewand kaufen, nur zusehen kann er und zuhören, wie der Straßenverkäufer seine Ware anpreist. Er setzt sich dazu am einfachsten auf seine eigenen Fersen, dann sieht er schon, was es alles Schönes gibt. Der Verkäufer hebt von seinem Kleiderstapel rechts ein Stück ab, hält es in die Höhe, preist Qualität und Vorzüge an, legt es nach links und ergreift das nächste. Findet sich ein Interessent, so wird um den Preis gefeilscht, das kann lange dauern, und ist das Geschäft gemacht, geht das Anpreisen weiter – alles im

Sing-Sang! So werden die Kleidungsstücke von rechts nach links und wieder von links nach rechts gelegt, bis man sein Geld verdient hat.

Beim Zusehen hat unser kleiner Kuli Hunger gekriegt, und für das Essen an einem der vielen Straßenstände hat er ein paar Sen in der Tasche. Ich sah einem geschickten Essenverkäufer zu, wie er an ein paar hungrige Straßenarbeiter sein Gericht verteilte. Es waren Fadennudeln, mit flinken Händen aus dem Topf gehoben, jedes Schüsselchen erhielt mit Fingerspitzengefühl sein Teil. Aus mehreren Kochgefäßen kam obenauf auf jeden Nudelberg eine Anzahl verschieden gewürzter Zutaten, aus einer hohen bunten Vase griff sich jeder zwei Essstäbchen – und dann wurde mit Heißhunger geschlürft und geschmatzt. Inzwischen schnäuzt sich der Wirt mit den Fingern! Ohne das ist ein Chinese nicht zu denken, und auch der bessere Chinese tut das so. Nach der Mahlzeit überreicht jeder seine Schuldigkeit, der Wirt spült die Stäbchen in dunkler Brühe und stellt sie zu neuem Gebrauch wieder in die hohe bunte Vase.

Neben dem Essen braucht ein richtiger Kuli reichlich Schlaf. Er erhebt nicht den Anspruch, nur auf seiner Matte zu schlafen, er kann es überall sehr gut: im Stehen, im Sitzen am Straßenrand, im Liegen auf fahrenden Karren, auf einem Stapel Ziegelsteinen oder in unvorstellbaren Verrenkungen in der eigenen Rikscha. Ich habe sie überall fest und friedlich schlafen gesehen, und mögen sich die Fliegen um Mund und Nase ansammeln, und mögen die Passanten mit den Füßen an den Schläfer stoßen, weil er im Schlaf zu weit auf den Gehweg vor gerutscht ist: der kleine Kuli, der Bauarbeiter, der Bettler, der Kutscher schläft und träumt von Geld und Essen. –

Das friedliche Bild kann sich ins Grauenhafte verwandeln, wie ich es selbst gesehen habe: ein Mann liegt auf der Straße, nicht schlafend, sondern sterbend. Ein Polizist tritt mit dem Fuß dagegen, und als er feststellt, daß noch Leben in diesem Körper ist, geht er weiter. Am nächsten Tag liegt ein Toter da. Ein Toter an der Straße ist keine Seltenheit, und diese Tatsache war eigentlich das Grausigste, an das ich mich gewöhnen musste. Die Chinesen sind sogar so kaltblütig, daß sie die Leiche ausziehen, die Kleider rauben und dann barmherzig über alles eine Strohmatte breiten. Es kann Tage dauern, bis dieser Anblick wieder verschwindet. Am Weg vom Hotel zum Deutschen Haus, dem Treffpunkt aller Deutschen, lag einmal tagelang eine Kinderleiche, die einen solchen Geruch verbreitete, daß wir lieber einen großen Umweg machten. Erst nach mehrmaligem Anruf bei der Polizei wurde sie entfernt. Welche Rolle spielt auch ein totes Kind? Es gibt so viele Kinder, und es werden ständig so viele neue geboren! Und das in „Wohnungen“ aus Abfallholz und Lehm selbst zusammen gebaut, mit Resten von Blech, Wellblech, Abfällen vom Autofriedhof, ja sogar mit einfachen Strohmatten gedeckt, die bei Regenschauern gewiss das Wasser an allen Fugen und Ritzen durchlassen. Dort haust dann eine Familie, bestehend aus einem Mann mit mehreren Frauen und noch mehr Kindern. Als Europäer fragt man sich nur immer, wie so etwas möglich ist, aber die eigenen Augen lassen deutlich erkennen, daß da Menschen wohnen! Kein Wunder, daß bei Seuchen und Überschwemmungen immer tausende Menschen ihr Leben

einbüßen. Durch den reichen Kindersegen füllen sich alle Verluste bald wieder auf. Es wimmelt immer auf allen Straßen. Die Mütter stillen die Babys überall: am Straßenrand, im Kaufhaus, in der Bahn, im Gehen und Stehen. Die größeren Kinder tragen die kleineren auf dem Rücken. Lustig sind die Schlitzhosen, die sich beim Bücken von selbst öffnen, so daß man sämtliche Geschäftchen spielend am Straßenrand erledigen kann. Man ist überhaupt in Ostasien sehr ungeniert. Auch Japaner sah ich in der Bahn, die zunächst auf jeden Fall die Schuhe ausziehen, dann oft auch die Hose, gehen in der Unterhose, mit Bauchbinde – gegen Darmerkältung – und Sockenhaltern herum.

Hier muß ich einmal eine Zwischenbemerkung machen: Alles, was ich – für uns – als Kuriositäten aufschreibe, stammt aus meinem Aufenthalt in Mukden in den Jahren 1940-47. Vieles wird es im heutigen China nicht mehr geben! Kurios waren für uns Europäer die verschiedenen Geräusche auf der Straße: z.B. Klempner, Schuster, Lumpensammler, Maiskolbenverkäufer etc. hatten verschiedene Gesänge, um auf sich aufmerksam zu machen. Auch die Bettler, ein Blinder an der Hand eines Kindes mit Glocke, blies auf der Flöte, in den Kaufhäusern wurde die Abrechnung laut beim Klappern von Holzkugeln auf der „Rechenmaschine“ gesungen, die Rikschas und Matschas wurden laut herbei gerufen, wobei dann noch auffiel, daß die Pferdchen der Matschas ein Eimerchen am Hinterteil tragen mussten, damit der Pferdeapfel dort hinein fallen sollte, was in den seltensten Fällen gelang! Bei der großen Kälte im Winter hatten die Pferdchen dicke Eiszapfen an den Mäulern, bei Glatteis rutschten die armen Tiere leicht aus und stürzten, und die grausamen Kulis schlugen mit dem Peitschenstiel auf sie ein, waren aber zu faul zu helfen, die verrutschte Last, Kohlensäcke oder Holz, neu zu richten.

Schlimm waren im Frühjahr und Herbst die Sandstürme! Wir verklebten die Ritzen unserer Fenster mit Papierstreifen, nur ein kleines Viereck des Fensters blieb zum Lüften unverklebt. Oft mussten wir, von der Behörde verordnet, Mundschutz tragen, ebenso wie bei Fällen von Cholera oder Typhus, einmal sogar bei angeblichem Pest-Vorkommen.

In „unserem“ Garten mit Gästen (?)

Unser Haus und das Leben in der Gemeinde war ganz nach europäischem, ja deutschem Muster geprägt. Wir hatten das Glück, ein Haus gefunden zu haben mit 6 Räumen, Parterre 3 und 1. Stock 3. Helmut hat dann alle Möbel selbst gezeichnet, im altdeutschen Stil, ohne Furnier in hellem Holz. Wir fanden einen ausgezeichneten chinesischen Tischler, der alles vorbildlich gefertigt hat. Wir hatten unten Küche, Arbeitszimmer, Wohn- und Essraum, oben Kinderzimmer, Elternschlafzimmer mit Schrankzimmer und Bad. Das warme Wasser kam aus dem Herd der darunter liegenden Küche. Wir hatten viele Möglich-

keiten für Blumen in Haus und Garten, auch Bohnen, Tomaten und Erdbeeren versuchten wir zu ziehen. Wir waren eigentlich glücklich in dieser Imitation eines europäischen Wohnhauses. Wir hatten – nach 2½ Jahren Wohnen im Hotel – ein Gefühl des Selbständigseins, alles ließ sich nach eigenem Geschmack einrichten, und ich hatte als Hausfrau die nötigen Hilfen, Boy und Koch, und nach der Geburt unseres Sohnes auch eine Amah.

Meine Eltern mit zwei Mitarbeitern meines Vaters. Die Möbel hatte mein Vater entworfen und ein chinesischer Schreiner hat sie gefertigt.

Meine Mutter vor dem Haus mit den beiden Schäferhunden.

Der weihnachtliche Gabentisch 1942-43.
Der Kimono, die drei Bilder (rechts das Kaisermausoleum von Pei-Ling) und der Lackkasten sind noch in meinem Besitz.

Eine kleine Affaire gab es dann leider mit dem jungen Boy, den wir eines Abends beim Nachhausekommen von einer Veranstaltung im Deutschen Haus überraschten, wie er in unserem Schlafzimmer versuchte, sich als „Taitai“* zu verkleiden, mit allem, was dazu gehört, von Unterwäsche bis zu dem Strumpfgürtel mit Strümpfen. Wir waren entsetzt, und Helmut hat ihn noch am Abend hinaus geschmissen. Daraufhin wurde der Koch zum Kochboy und die Amah musste neben der Babywäsche auch die übrige Wäsche übernehmen, sowie die Reinigung der Schlafzimmer.

* Eine *Tai-tai* ist die Frau eines Geschäftsmannes, die nichts tun muß.

oben links:
Büroausflug mit Mitarbeitern

oben rechts:
Besuch von Herrn Röhreke, Tian Shan, Oktober 1942

unten:
Besuch von Herrn Glässel, Tian Shan, Oktober 1942

Bericht über zwei erlebnisreiche Jahre zwischen Helmuts Verschleppung und meiner Heimkehr aus der Mandschurei 1945-47

von Ilse Leutelt (Niederschrift undatiert)

Zunächst möchte ich eine kurze Übersicht über die damalige politische Situation geben: Als wir 1940 nach Ostasien fuhren (über Sibirien mit der Transsbirischen Eisenbahn), da war der 2. Weltkrieg schon im Gange, aber Deutschland hatte einen Freundschaftsvertrag mit der Sowjetunion. Die Mandschurei, Chinas Nord-Ostprovinz, in der Mukden, unser zukünftiger Wohnsitz, lag, war durch den russ.-japanischen Krieg 1905 z.T. unter japanischen Einfluß geraten und im Jahre 1932 von den Japanern zum„Kaiserreich Mandschukuo“ deklariert worden, unter dem früheren chinesischen Kaiser Pu-ji. Seit 1945 ist die Mandschurei wieder Chinas Nord-Ostprovinz. Sie ist 16 mal so groß wie Österreich. Mukden war eine Stadt mit ca. 2 Millionen Einwohnern. Wir kamen also in die Zeit des Kaiserreichs von Japans Gnaden. Alle oberen staatlichen Stellen waren von Japanern besetzt, auch die Polizei war vorwiegend japanisch. Das Land war bis zur sibirischen Grenze mit japanischen Bauern besiedelt, die Industrie, z.B. große Stahl- und Wasserkraftwerke, waren von Japanern aufgebaut und betrieben. Das Volk war sehr gemischt: Chinesen, Japaner, Mongolen, Koreaner und viele Weißrussen, die nach dem 1. Weltkrieg vor den Roten dorthin geflohen waren und sich dort angesiedelt hatten, dazu viele Europäer.

Helmut hatte schon vor dem Krieg einen Vertrag mit einem deutschjapanischen Handelshaus als Geschäftsführer der Niederlassung in Mukden abgeschlossen. Unsere deutsche Gemeinde bestand aus ca. 150 Personen. Wir hatten ein „Deutsches Haus“ als Treffpunkt mit großem Garten und Tennisplätzen und einer deutschen Schule, und wir wohnten zu weit größerem Teil in europäischen Wohnungen und Häusern. Den Krieg haben wir natürlich auch mehr und mehr gespürt; besonders nach dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges war für uns das Gefühl des Eingesperrtseins und Ausgeliefertseins besonders bedrückend. Aber das war alles zu ertragen, solange wir noch beieinander waren: Helmut, unser 1944 in Peking geborener Sohn Dietrich und ich. Als aber 1945 im Juli die Russen gegen Japan – trotz Nicht-Angriffspakt! – in den Krieg zogen und von Norden her das Land aufrollten, da wurde es brenzlig. Aber es gab kein Entkommen.

Nun ist es ja im Leben so: Wenn man vor eine Aufgabe gestellt wird, die man unausweichlich zu bestehen hat, dann wachsen einem Flügel. Das heißt, es werden Kräfte wach, die man nicht in sich selbst vermutet hat. Vor allem rückblickend und in höherem Alter fragt man sich: Wie habe ich das bloß geschafft? Bei mir kam aber etwas dazu: Viel Glück und gute Freunde! Und Helmut hatte vorgesorgt! Er hatte uns für alle Fälle in einem französischen Konvent, einem Orden für Japanerinnen mit angegliederter

Mädchenschule, einen Platz verschafft, da das Schulgebäude leer stand. Er hatte alles Geld von der Bank geholt (im Rucksack wegen der Inflation!), die bald darauf gesperrt wurde. Als die Russen kamen und alle europäischen Häuser beschlagnahmten, und wir binnen 3 Stunden unser Haus räumen mussten, da war er noch mit uns und mit möglichst vielen Möbeln in ein Schulzimmer dieses Konvents eingezogen. Er hatte auch noch auf dem Schwarzmarkt mit anderen Deutschen die Grundnahrungsmittel Reis und Mehl besorgt und auf dem Dachboden des Schwesternhauses gelagert. Das alles hat mir natürlich sehr geholfen, nachdem er am 5. Oktober 1945 völlig unerwartet von den Russen abgeholt und nach Sibirien verschleppt worden war.

Nun saß ich also da mit meinem 1½-jährigen Buben, und das Leben musste irgendwie weitergehen. Vielen anderen war es ebenso ergangen. Die Umstände in diesem Schulzimmer waren verhältnismäßig noch gut: Wir hatten ein sicheres Dach über dem Kopf und einige gute Möbel, um darin zu wohnen. Eine Pumpe im Hof spendete Wasser, das Schul-Klo war bis zum Einfrieren benutzbar, gekocht wurde auf dem Gang auf einem japanischen Holzkohle-Öfchen mit einer Feuerstelle, etwa so groß wie ein großer Blumentopf. Aber man lernt ja, sich zu behelfen. Man kocht z.B. den Reis darauf an und lässt ihn dann im Bett verschwinden, den Topf säuberlich in Zeitungspapier eingewickelt. Auch lernte ich, auf dieser Feuerstelle Brot zu backen (im Wasserbad). Gebügelt wurde auch mit Holzkohle im Bügeleisen. Elektrischen Strom gab es nur ganz selten. Wir lebten ja in der Zeit des Streites zwischen nationalen und kommunistischen Chinesen, und die schnitten sich gegenseitig die Stromzufuhr ab. So kam die gute alte Petroleumlampe wieder zu ihrem Recht. Dann aber kam der erste Winter. Die Winter in dieser Region bringen bis zu 35-40 Grad minus. So konnten wir nicht in dem leeren Schulgebäude wohnen bleiben. Die Schwestern waren aber auch da hilfreich: Sie ließen uns ins Schwesternhaus umziehen und stellten uns sogar ein Zimmer in ihrer Klausur zur Verfügung. Es wurde aber ein schrecklicher Winter! Die Russen hatten die Gefängnisse geöffnet und Scharen von durch die Japaner inhaftierten Chinesen freigelassen. Die machten die Gegend unsicher. Ein Strom von Flüchtlingen wälzte sich vom Norden der Mandschurei in den Süden und blieb zum großen Teil bis zur Repatriierung in Mukden hängen. Sie wurden in allen zur Verfügung stehenden leeren Räumen, geplünderten Schulen und Häusern untergebracht. Auch wir im Konvent mussten viele der geplagten Menschen aufnehmen. Dann brach unter den Flüchtlingen Flecktyphus aus! Der Herr Pfarrer, der sich um sie gekümmert hatte, erkrankte, unsere Schwestern pflegten ihn und brachten dadurch die Krankheit auch in den Konvent. Da wir bei den Schwestern in der Klausur wohnten, erlebten wir aus nächster Nähe den Kampf unserer Oberin mit dem Tod. Sie und zwei weitere Schwestern und der Herr Pfarrer mussten sterben.

Das war unser erstes Weihnachten ohne Helmut! Aber ich musste es doch mit meinem kleinen Sohn feiern. Die guten Schwestern verhalfen uns zu einem kleinen, aus Papier und winzigen Kerzchen von Waisenkindern gebastelten Weihnachtsbäumchen. Ich hatte einige kleine Geschenke selbst gemacht, denn zu kaufen gab es ja nichts. Als wir

beim Schein des winzigen Bäumchens die Geschenke betrachteten und Weihnachtslieder sangen, da ging plötzlich das Bäumchen in Flammen auf. Gottlog hatte ich immer Wasser im Eimer im Zimmer und konnte so das Feuer schnell löschen. Die Enttäuschung des Buben war groß!

Im Frühjahr konnten wir dann zurück ins Schulhaus ziehen, und im April zogen die Russen ab und hinterließen mir ein nahezu ausgeräumtes Haus. Was sie noch übrig gelassen hatten, versuchten dann am nächsten Tag die herumsträunenden Chinesen zu plündern. Aber da kamen mir zwei Angestellte unserer Firma zu Hilfe und vertrieben die Plünderer. Den Rest unserer Möbel schafften wir dann auch in den Konvent. Vom Verkauf dieser Sachen konnte ich dann eine Zeitlang leben. Aber dann gab es neue Schwierigkeiten. Die Japaner wurden durch die Amerikaner repatriiert und damit auch unsere Schwestern! Und wir mussten die Schulzimmer räumen, da die Nationalchinesen wieder eine Schule dort einrichten wollten. Ich konnte noch eine Zeitlang im Pförtnerhäuschen wohnen. Dabei erlebten wir dann täglich den Appell der Schüler beim Fahnehissen auf dem Schulhof, und mein kleiner Sohn lief immer zu den Kindern und lernte auf diese Weise die (national-)chinesische Nationalhymne! Aber es dauerte nicht lange, da mussten wir auch von dort wieder ausziehen, und da kam uns die Freundschaft der Chinesen zu ihrem ehemaligen deutschen Brötchengeber zu Hilfe: Wir fanden im Haus eines Chinesen eine winzige Wohnung. Er verlangte keine Miete und kaufte uns auch noch allerlei Dinge ab, Möbel und Kleidung. Ich schlief in Zukunft auf einem Feldbett, wir saßen auf Kisten und zwei alten Korbstühlen. In der Küche war ein gemauerter Ofen, in dem ich der Hausfrau das Backen deutscher Kuchen beibrachte. Die Buben des Hauses waren im ähnlichen Alter wie der meine, und so lernte er bald Chinesisch zu reden. Fließwasser gab es keines. Der Boy des Hauses brachte mir täglich Wasser in meine Wassertonne. Das Klo war hinten im Hof, was im Dunkeln und im Winter etwas beschwerlich war! Aber trotz all dieser Unzulänglichkeiten konnte es manchmal bei uns ganz gemütlich sein. Festtage wurden mit allen Freunden gefeiert, man war in Allem aber sehr bescheiden.

Durch den Rat einiger kluger Freunde (Geschäftsleute) hatte ich auch gelernt, mit dem Geld zu wirtschaften: Ich hatte alles mandschurische Geld in amerikanische Dollar umgewechselt, mit Hilfe meines chinesischen Hausherrn, der als Nationalchinese gute Beziehungen zu den Amerikanern hatte. Da die Inflation in China mein Geld langsam wertlos gemacht hätte, tauschte ich nun immer nur so viel Dollar in Landeswährung um, wie ich für einige Tage benötigte. Ich lebte aber vorwiegend vom Verkauf meiner Sachen an den Herrn Tsung, meinen Hausherrn. Oft wurde von Repatriierung der Deutschen durch die Amerikaner gesprochen, aber es blieb immer nur beim Gerücht. Bedrückend war natürlich das Gefühl, nicht heim zu können und nichts von Helmut zu wissen. Aber ich plante und suchte Kontakt zu Leuten in Shanghai. Im Übrigen versuchte man, ein halbwegs normales Leben zu führen. Alle Deutschen pflegten enge Beziehungen zu einander, das erleichterte die Abgeschiedenheit.

Große Dankbarkeit hege ich gegenüber einem Weißrussen, der auch im Hause Tsung im Parterre wohnte. Er hatte beobachtet, wie mein kleiner Sohn am Tor zur Straße von einem Chinesen angesprochen und dann auf den Arm genommen wurde. Als der dann mit ihm davon gehen wollte, sprang der Russe hinter ihm her und nahm das Kind an sich. Er brachte ihn mir an die Küchentür, und wir konnten uns nur auf Chinesisch verständigen über das, was passiert war. Er bekam dann eine große Flasche Schnaps und mein Sohn einen Klaps! Nicht vorzustellen, was ohne den Russen passiert wäre!

Mehrfach wechselte dann Mukden im Laufe der nächsten Monate die Besatzung: Kurzzeitig waren die Kommunisten die Herren, zu meiner Zeit aber noch meist die Nationalen. Wir spürten es am ehesten an der Stromzufuhr. Einmal war lange kein Strom geflossen, dann wieder ganz kurze Zeit, was eine Dame aus hochgestelltem deutschem Kreise zu der Ansicht veranlasste: „Da war sicher noch etwas Strom in den Röhren!“ Diese Äußerung werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Der Herbst 1946 kam und brachte mir die erste Nachricht von daheim! Es gelang über die Schweiz, auch nach Hause zu schreiben. Das erleichterte mir vieles. Ich intensivierte meine Kontakte nach Shanghai, besonders zu einem ehemaligen österreichischen Konsul, der sich für uns einsetzen wollte und uns auf dem Laufenden hielt über Heimreisemöglichkeiten. Ich lief zu den Ämtern, um heraus zu bekommen, welche Papiere wir zum Reisen benötigten, und das war gar nicht so einfach! Um ausreisen zu können, benötigte man eine Einreiseerlaubnis des Ziellandes. Für die Einreise nach Deutschland benötigte ich die Ausreiseerlaubnis aus China! Da offenbar an eine Repatriierung von amerikanischer Seite nicht mehr zu denken war, musste ich es auf eigene Faust riskieren. Während nun diese Vorbereitungen liefen, wurde es Winter und wir feierten bei höchstens 14 Grad „Wärme“ in unserem Stübchen das zweite Weihnachten ohne unseren Vater, in der Fremde. Es gab zur Begeisterung des Buben ein hölzernes Schießgewehr mit Stopfengeschoß und ein Kiefernbäumchen, das den kleinen Sänger am Morgen nach dem Heiligabend zu der Frage veranlasste: „Mutti, ist der O Tannenbaum noch da?“ Trotz der inneren Vereinsamung feierten wir all solche Festchen mit unseren Freunden, auch im Februar den 3. Geburtstag des Kleinen mit 8 Kindern und 10 Erwachsenen, wobei uns einfiel, daß im Rheinland gerade Karneval gefeiert wurde, worauf ich meine Ziehharmonika hervorholen musste und wir lustige Lieder sagen!

Im Frühjahr wurden die Reisevorbereitungen dann immer intensiver. Meine Eltern schickten mir eine „Zuzugsbewilligung für die französische Besatzungszone Rheinland-Pfalz“, wo sie wohnten, und wohin wir heimkehren sollten. Dieses Papier hatte einen schönen französischen Stempel, und der genügte den chinesischen Behörden, mir die Ausreise zu bewilligen! Dann gingen Briefe und Telegramme zwischen Mukden und Shanghai hin und her, und Anfang Juli wussten wir, daß am 25. Juli 1947 ein Schiff der UNRRA (*United Nations Relief and Rehabilitation Administration*, Anm. d. Red.) als Heimtransport für Emigranten aus Shanghai auslaufen sollte und die Agentur bereit war, auch zahlende Passagiere mitzunehmen. Ich verkaufte alles, was sich noch zu

Geld machen ließ, Schmuck, Fahrräder, Nähmaschine, 2 gerettete Teppiche u.a., und bekam so das Geld zusammen, um mit dem noch vorhandenen unsere Reise bezahlen zu können, die in Dollar erstattet werden musste. Nun wurden alle großen und kleinen Koffer, Rucksäcke, Taschen, Hutschachteln etc. gepackt, das Großgepäck ging mit einer Spedition – so etwas gab es schon wieder – nach Shanghai. Unser Hausherr gab uns zum Abschied noch ein herrliches chinesisches Essen, und am 15. Juli fuhren wir mit 13 Stück Kleingepäck in Begleitung eines alten Freundes zunächst nach Niutschwang am Gelben Meer, wo wir im Haus eines Chinesen, eines Freundes unseres Hausherrn Tsung, 3 Tage auf die Abfahrt unseres Schiffes nach Shanghai warten mussten. Und mein Sohn bekam als Zugabe zu der Aufregung noch den Keuchhusten!

Auf diesem chinesischen „Pott“ waren wir die einzigen Europäer, hatten angeblich eine Kabine 1. Klasse, die aus drei Liegen über Eck bestand, ohne Bettzeug, da die Chinesen ihr Bett immer bei sich haben. Da Kinder bis zu 4 Jahren umsonst reisten, bekam der Kleine natürlich auch kein Bett, und wir mussten die Nächte auf einer schmalen Liege miteinander verbringen. Alles war leicht im Hinblick auf das Nachhausekommen! Wir fuhren 3 Tage und 3 Nächte durch Nebel, wobei ständig das Nebelhorn tutete. In Shanghai landete das Schiff so, daß ich auf der Außenseite mit meinem ganzen Gepäck stand, niemand zur Hilfe da war, obwohl ich dem „Steward“ Geld dafür gegeben hatte. So setzte ich meinen 3-jährigen Buben auf das Gepäck, um von der Kai-Seite Hilfe zu holen, was mir dann auch gelang, denn die Shanghaier Freunde hatten uns den Portier eines Luxus-Hotels an die Pier geschickt. Der schaute ein wenig herablassend auf das Sammelsurium unseres Gepäcks, nahm uns dann aber doch mit in sein Hotel. So vornehm hatte ich nur selten gewohnt! Zimmer mit Bad und allem Komfort – vor Allem benötigten wir das Bad mehrmals am Tag, da die Hitze sich um die 40 Grad herum hielt. Man schwitzte, ohne sich zu bewegen. Leider verschlimmerte sich der Keuchhusten, den ich aber verheimlichen musste, damit man mir nicht den Zutritt zum Schiff versagte. Die Freunde halfen nun bei allen Formalitäten, und mein großes Glück war wieder, daß die Dame in der Schiffsagentur, wo ich unsere Fahrkarten holen musste, eine Deutsche und mir wohlgesinnt war. Denn ohne die Zuzugsbewilligung des „Alliierten Kontrollrates“ in Berlin hätte sie mir eigentlich die Fahrkarte nicht aushändigen dürfen. Aber sie meinte auch, wenn ich einmal in Neapel sei, dann sei es leichter für mich, weiter zu kommen, und sie nehme das Risiko auf sich. Alle Koffer mussten noch durch den Zoll – und dann legte endlich am 25. Juli 1947 unser Schiff mit Namen „Marine Lynx“ von der Pier ab!

Wir reisten 2. Klasse mit 1. Klasse Verpflegung. Unsere Kabine fasste 12 Personen. Das Schiff war ein amerikanischer Truppentransporter, der nicht mehr zum Einsatz gekommen war; alles war sauber und neu, aber halt für Militär gebaut. Es ließ sich gut aushalten. Je länger wir auf dem Meer waren, um so weniger machte sich der Keuchhusten bemerkbar und war nach 10 Tagen ganz verschwunden. Wir waren dann drei Wochen auf dem Wasser, wobei wir im Indischen Ozean 13 Tage kein Land sahen!

Seekrank sind wir beide nicht geworden, aber die Hitze im Roten Meer war gewaltig; aber wir konnten duschen, sooft wir wollten. Ich habe die Seereise sehr genossen, auch wenn es an Bord keine Belustigungen gab. Durch einen mir bekannten evang. Pfarrer Maas aus Shanghai machte ich dann die Bekanntschaft des Leiters dieses UNRRA-Transportes, der mir versprach, mich von Neapel aus bis nach Frankfurt mitzunehmen. Das war wieder einer meiner vielen Glücksfälle! In Neapel angekommen, ging jeder auf die Suche nach seinem großen Gepäck, das teils am Bug, teils am Heck des Schiffes ausgeladen wurde.

Ich legte meinen Buben auf das Handgepäck zum Schlafen und verbrachte die Nacht mit Suchen nach meinen Gepäckstücken und einem Platz für die Weiterfahrt in bereitstehenden Güterwaggons. Dabei half mir dann schließlich der Leiter des UNRRA-Transports, der uns einen noch leeren Waggon zuwies und uns zwei Strohsäcke und ein Verpflegungspaket brachte. Damit ausgerüstet reisten wir frohgemut bis München, glücklich, auch am Brenner ohne große Kontrolle durchgelassen zu werden. Diese Fahrt dauerte auch wieder 3 Tage und Nächte, wobei wir uns mit köstlichen Dingen aus dem UNRRA-Paket ernährten. In München mussten wir einmal übernachten, da die Lastwagen, mit denen der UNRRA-Transport weitergeleitet werden sollte, erst für den nächsten Morgen bestellt waren. Da ich ja mit diesem Transport mitreisen durfte – übrigens von Neapel bis Frankfurt völlig kostenlos – mussten wir auch diese Planung mitmachen, und so landeten wir alle mitsamt unserem Gepäck im jüdischen Gemeindehaus. Ich fand allerdings mit dem Kleinen durch Mitreisende ein privates Nachtquartier; und als wir am nächsten Morgen wieder zum Gemeindehaus kamen, da war ein Lastwagen schon abgegangen und mir war das erste Gepäckstück gestohlen worden! Und das war eins mit wertvollem Inhalt! Aber es ging ja weiter heimwärts! Wir wurden an einen Lastwagen mit Anhänger verwiesen, der große Papierrollen geladen hatte. Auf dem Anhänger war noch für uns sieben Leute, die nach Frankfurt wollten, Platz. Zur Schlafenszeit schob ich meinen Sohn, wie der Bäcker das Brot, in den Zwischenraum zwischen Verdeck und Papierrollen. Dort schlief er brav bis zum Wecken. Und das kam an einer Autobahn-Raststätte, als wir alle einmal aussteigen wollten, um uns zu unserem Nescafé heißes Wasser geben zu lassen. In dem kleinen Gastraum saßen ein paar junge Leute, und ein junges Mädchen betrachtete mich intensiv. Plötzlich sprang sie auf, umarmte mich, obwohl ich sie gar nicht gleich erkannte. Es war meine Cousine, die sich während meiner 7 ½ -jährigen Abwesenheit vom Kind zur jungen Dame entwickelt hatte. Diese Umarmung bedeutete mir mehr, als sie es ahnte: Ich war in den Schoß der Familie heimgekehrt! Am späten Nachmittag wurden wir dann wieder im jüdischen Gemeindehaus Frankfurt ausgeladen, wo mich mein Bruder in Empfang nahm. Es gab dann noch eine kleine letzte Hürde: Den Übergang von der amerikanischen in die französische Besatzungszone. Aber dafür hatte ich ja die schöne Zuzugsgenehmigung, mit der die Chinesen mich hatten ausreisen lassen. Wir fanden liebevolle Aufnahme bei meinen Eltern – das war das vorläufge Ende unserer Odyssee, die 6 Wochen gedauert hat. Nun sollten wir noch 8 Jahre auf Helmut warten!

Als Resümee möchte ich vermerken:

Ich hatte etwas gewagt und hatte gewonnen!
Ich hatte auf das Glück vertraut und wurde nicht enttäuscht!
Ich fand für jede schwierige Lage die Hilfe guter Freunde, und nicht zuletzt:
Ich hatte einen kleinen Sohn, der mir das Unternehmen leicht gemacht hat!

*** ***** ******* ***** ***

Nachstehend zwei Dokumente (ein Brief und ein Zeitungsausschnitt) aus dem Nachlass, die einen guten Eindruck von der damaligen Zeit und den persönlichen Umständen geben.

Anhang 1

Dr. Ing. Helmut Leutelt
dzt. Bonn, Luisenstr. 138 Bonn, 6. Februar 1956

An den
Ostasiatischen Verein
Hamburg 1
Ballindamm 15

betr. Ihr Schr. vom 2.2.56, Ihr Z. Gr/Ki. 1335/56

Sehr geehrte Herren!

Eben gestern abend bin ich zurückgekommen und ich beeile mich, Ihnen für Ihre sicher wirkungsvolle Unterstützung herzlich zu danken und die notwendigen Auskünfte zu geben.

Ich traf transit über Sibirien am 11. März 1940 in Mukden in Mandschukuo ein, um dort die Geschäftsführung der Leybold-Niederlassungen Mukden, Dairen, Hsinking und Harbin zu übernehmen, bzw. die Niderlassungen auszubauen. Ich reiste zusammen mit meiner Frau Ilse. Mein Vertrag sollte für zwei Jahre gelten, jedoch war eine Rückkehr infolge des Krieges mit der Sowjetunion unmöglich geworden. So hielt ich die Niederlassungen der Firma Leybold K.K. bis 1945 aufrecht.

Nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen wurde ich aus meinem Hause ausquartiert und das Wegschaffen des Besitzes (Möbel, Teppiche, Bücher, Wertgegenstände usw.) verhindert, bis auf einen kleinen Teil, der in Kleidung, einigen Geräten und Schmucksachen bestand.

Ich wurde am 5. Oktober zur Kommandatur gelockt, mit der Vorgabe, dass ich mir einen Ausweis der Sowjetbehörden besorgen müsse. Von dort wurde ich verschleppt, erst ins chinesische Gefängnis, dann in den Nordural, später auf die Trasse Taischei. Verhöre und Verurteilung fanden erst mehr als ein Jahr später in Sowjetrussland statt. Ich erhielt als „Spion“ 20 Jahre Zwangsarbeit. Ich hatte niemals – sei es auch nur annähernd – mit Spionage zu tun. Meine Arbeit bestand ausschliesslich in der Geschäftsführung und in der Bearbeitung von technischen Projekten und Konstruktionen im Rahmen des Arbeitsgebietes der Firma Leybold K.K.

Meine Frau lebte vom Verkauf der noch geretten Gegenstände und machte sich – unabhängig von den noch in Mukden befindlichen Deutschen – allein, mit dem damals drei Jahre alten Jungen, im Jahre 1947 auf den Weg nach Deutschland. Sie war zu dieser Entscheidung gezwungen, da Mittel für einen weiteren Lebensunterhalt nicht mehr vorhanden waren.

Ich traf am 20. Oktober in Friedland ein.

Ich war bis 1938 Österreicher; am 22. Dez. 1955 erhielt ich die deutsche Einbürgerung.

Geb. bin ich am 10. Okt. 1908 in Innsbruck/Tirol.

Am 1. April 1956 werde ich als Ingenieur bei der Firma J.M.Voith in Heidenheim an der Brenz, Württemberg, eintreten.

Ich wiederhole meinen Dank und grüsse als

Ihr

Helmut Leutelt

Das Bürogebäude der Leybold-Niederlassung in Mukden mit den Mitarbeitern

Anhang 2

Artikel aus dem *Hamburger Fremdenblatt* (H.F.) vom 1.4.1941

Länderberichte des H.F.

Mandschukuo

Von unserem ständigen Vertreter

Mandschukuo, ein erwartungsvoll beobachteter Teil des japanischen Wirtschaftsraums, ein mit Bodenschätzen gesegnetes Kleinamerika des japanischen Inselvolkes, ist in den letzten Monaten von einigen Ereignissen betroffen worden, in denen sich die gegenseitige Abhängigkeit von Politik und Wirtschaft widerspiegelt.

Japan dachte sich Mandschukuo als den Liferanten von Rohstoffen, besonders von Kohle und Eisen, steckte daher ungeheure Summen in den Industrieaufbau und erwartete entsprechend den Fertigstellungsplänen die Verzinsung. Die Landwirtschaft als der Spender der Lebensmittel bzw. der vorerst fast ausschließlichen Ausfuhrware blieb den Landesbewohnern überlassen und wurde nicht als Ganzes, sondern nur in Teilgebieten [von den Japanern, Anm. d. Red.] beachtet und gepflegt.

Als Mandschukuo seinen Zweck als Rohstofflieferant für die Inselindustrie nicht zur erwarteten Zeit erfüllen konnte, während der Bedarf wegen der Chinaverwicklung, wegen der Kriegsgefahr im Pazifik und wegen der Drosselung der Einfuhr aus Europa und Amerika bedeutend zunahm, ging man den Ursachen auf den Grund.

Damit das Land seine Aufgaben in vollem Umfang erfülle, bildete man die Regierung um. Das Industrieministerium gab seine Selbständigkeit auf und ordnete sich dem Landwirtschaftsministerium ein. Die Auswirkungen davon kommen bereits zur Geltung. Alle Ausbaupläne waren der Regierung vorzulegen, sie wurden geprüft und aufeinander abgestimmt.

Was früher an Bauten und Anlagen, gestützt durch Geldmacht und hervorragende pesönliche Leistungen wolkenkratzerhoch aus dem Boden schoß (Verhüttungsanlagen, Verwaltungsgebäude), wird nun im Ausbau verlangsamt oder aufgehalten, bis die ergänzenden Unternehmungen (Verkehrswege, Bergwerke, Baumaterialerzeugung, Wohnungen usw.) nachgekommen sind.

Die mandschurische Industrie gedeiht jetzt in guter, waagerechter Zusammenarbeit langsam und stetig zu einem ausgeglichenen, harmonischen Wirtschaftskörper, dessen weitere Entwicklung übersehen werden kann.

Ein Ereigneis, das durch den Dreierpakt[1] noch besondere Bedeutung gewann, war das deutsch-mandschurische Handelsabkommen vom September 1940. Es hat eine lange, für den mandschurischen (japanischen) Kunden als auch für die deutschen Handelshäuser unsichere, vertraglose Zeit abgelöst und wieder die Voraussetzungen für den beiderseits angestrebten Warenaustausch geschaffen. Die Beschränkungen, die einem solchen Abkommen von Anfang an auferlegt sein mußten, weil nur der enge Weg über Sibirien frei ist und über ihn Lieferanten und Gegenlieferungen von leichten und schweren, von widerstandsfähigen und empfindlichen Waren laufen, sind jetzt bekannt, sind soweit wie möglich beseitigt und können in künftige Entscheidungen miteinbezogen werden.

Heute besteht Klarheit darüber, für welche Waren der Landweg lohnend ist, wie Verkehr und Handel abzuwickeln sind.

Das Abkommen läuft bis zum 31. Mai 1941. Dann muß eine Dauerregelung getroffen werden. Es gibt mehrere Möglichkeiten für die Festigung des weiteren deutsch-mandschurischen Handels: der einfachste Weg ist eine Verlängerung des Abkommens auf dem nun eingefahrenen Geleise. Sollten beide Länder auf längere Sicht planen können, dann ist ein Abkommen von größerem Wert- und Zeitumfang erwünscht. Die Ausdehnung des Abkommens auf einen weiteren Geltungsbereich bzw. die Neuregelung des Warenverkehrs mit dem Wirtschaftsraum Japan-Mandschukuuo ist eine Frage der Zeit.

Durch jede Art eines Abkommens gewinnt Deutschland in Mandschukuo einen Vorsprung gegenüber nichtjapnischen Wettbewerbern. Es ist die Aufgabe der deutschen Handelsvorposten in Mandschukuo, die Vorteile der Gegenwart zu nützen und denjenigen deutschen Waren Eingang zu verschaffen, die bisher teilwesie oder ausschließlich von nichtjapanischen Wettbewerbern (Amerika, England) auf den Markt gebracht worden sind.

Es besteht für uns kein Zweifel, daß sich die Güte der deutschen Ware nach einem baldigen Kriegsende bewährt, indem ein weiter gesundetes Mandschukuo die Erzeugnisse deutscher Technik und Wissenschaft vorzieht.

Von weniger einschneidender Bedeutung war das amerikanische Lieferverbot nach dem japanischen Wirtschaftraum. Das Verbot betrifft besonders Eisen und Eisenerzeugnisse. Heute würden Bestellungen in Amerika keinen großen Umfang haben können, weil Japan sein Hauptgeschäft nicht mit Devisen, sondern mit Gegenlieferungen bezahlen will.

1 Gemeint war hier der am 27.9.1940 abgeschlossene deutsch-italienisch-japanische Dreimächtepakt (Anm. d. Red.).

Die andere Seite eines solchen Lieferverbots, die von den „Sanktionsstaaten“ auch in diesem Fall nicht anerkannt wird, ist für Japan und Mandschukuo wertvoll: es ist jetzt notwendig, aus der Industrie das höchste herauszuholen, die Arbeiter mit allen Mitteln zu schulen, die Bodenschätze mit höchstem Wirkungsgrad auszunutzen, sich also für alle Zukunft von der Gefahr einer Abdrosselung durch dritte Länder freizumachen und sich so einzuschränken und einzurichten, daß im Ernstfall der eigene Wirtschaftsraum genügt.

Die Aufgabe Mandschukuos als ein Teil dieses Raumes ist überaus bedeutend und ihre Lösung ist schwierig. Die volle Ausnutzung der Kräfte und Schätze erfordert, daß die fünf verschiedenen Rassen des Landes dasselbe Ziel anstreben, eine gemeinsame Sprache erhalten, daß die Preise überwacht und begrenzt werden, daß die Währung trotz der Unterschiede in den Lebenshaltungskosten gegenüber Japan auf dem Verhältnis 1:1 bestehen bleibt, also der sog. Yenblock entsteht, daß der gesamte Handel durch Gilden überwacht wird und wirtschaftsstörende Handlungen unterbunden sind, und vieles andere.

Am 1. März 1941 wurde das neunjährige Bestehen dieses jungen Kaiserreiches gefeiert. Viele Veröffentlichungen führen den Aufstieg innerhalb dieser Zeit vor, erzählen vom früher geschätzten und heute als weit größer bestätigten Bodenreichtum (beispielsweise Kohle: 1934 geschätzt 7,4 Mill. t, 1940 festgestellt 20 Mill. t), von den erfolgreichen Ölbohrungen, von neu entdeckten Lagern von Veredelungserzen (Molybdan, Mangan, Vanadium), von den Wasserkräften, von den vielen kommenden Inbetriebnahmen von Anlagen jeder Art.

Als Gesamtbild ergibt sich, daß bisher in Mandschukuo Leistungen vollbracht wurden, die in Ostasien einzigartig sind.

****

Anmerkung der Redaktion

Dieses Feature kam durch die freundliche Vermittlung durch Prof. Dr. Christian W. Spang zustande. Dafür und für konstruktive Verbesserungsvorschläge sei ihm herzlich gedankt.

Herrn Leutelt danke ich sehr für die großzügige Bereitstellung des Materials.